



Tattoos und Piercings

Jugendliche auf Identitätssuche

*Vom sakralen Ritual zum
jugendkulturellen Design*

Vortrag von Prof. Dr. Elisabeth Rohr / Philipps-Universität Marburg

Quellen: www.uni-marburg.de, Publikationen von Prof. Dr. Elisabeth Rohr

Piercings und Tattoos in der Ge- schichte der Menschheit

Zunächst lässt sich feststellen, dass Piercings und Tattoos keine Modeerscheinung des 20. oder 21. Jahrhunderts sind. Menschen waren immer schon, zu allen Zeiten und in allen Kulturen, darum bemüht, ihren Körper zu schmücken und ihn entsprechend der jeweils vorherrschenden und kulturbedingten Schönheitsvorstellungen zu gestalten und durch mechanisches Einwirken zu formen (vgl. Adatto 1993; Stirn 2003). Erkennt sei hier an die Schädelverformungen im alten Ägypten, an die Ohrfläppchen-, Nasen- und Lippendurchbohrungen bei vielen indianischen Völkern Lateinamerikas, Papua-Neuguineas und Afrikas, an die eingeschnürten Taillen des 18. und 19. Jahrhunderts in Westeuropa, an die Ganzkörpertätowierungen in Japan und in Polynesien und an die Lotusfüße der Chinesinnen (vgl. Museum der Weltkulturen 2006).

Frühe Zeugnisse dieser Körperkünste, hier vor allem der Tattoos, fanden sich übrigens in der südfranzösischen Grotte von Arcy-sur-Cure. Die Funde sind schätzungsweise 35.000 Jahre alt (Adatto 1993, 19). Weitere Belege sind Höhlenmalereien in der Sahara aus dem fünften Jahrtausend vor Christus. Auch die Tätowierungen von Ötzi und der Mumie von Hauslabjoch bezeugen eine Körperkunst, die schon in der Bronzezeit, d. h. vor 5000 Jahren in diesen Regionen der Welt existierte (Cavelius/Wuillemet 1999, 13). Und im archäologischen Museum von Kairo, lassen sich Tätowiernadeln bewundern, mit denen die alten Ägypter ihre

Haut verschönerten und die den heute verwandten Tätowierinstrumenten verblüffend ähnlich sind.

Das Wort Tätowieren kommt übrigens von dem tahitianischen Wort "tattau" (oder tata-tau) und meint "schlagen", bzw. "eine Zeichnung in der Haut". Der Begriff wurde erstmals von Captain James Cook, dem britischen Eroberer und Weltumsegler, 1769 erwähnt und in die englische Sprache als "tattoo" eingeführt (Adatto, 1993, 15).

In den frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte waren diese Körperkünste immer eingebettet in einen sakralen, rituellen und sozialen Kontext und dienten dabei unter anderem der Markierung zentraler Lebensphasen, der Initiation, d. h. dem Abschied von der Kindheit und der Integration in die Erwachsenenwelt, der Geburt des ersten Kindes, der Tötung des ersten Tieres während der Jagd, aber auch dem siegreichen Kampf in der kriegerischen Auseinandersetzung. Hierzu schreibt Reichel-Dolmatoff:

"Die Botschaften der geschmückten Haut kennzeichnen Phasen des persönlichen Lebenszyklus eines Menschen, seine soziale und politische Stellung und seinen beruflichen oder wirtschaftlichen Erfolg [...]" (1997, 12). Als wichtiger Bestandteil eines Rituals halfen körperinvasive Praktiken nicht nur Umbruchsituationen, insbesondere lebenszyklische Veränderungen und damit verbundene Krisen in der Erinnerung festzuhalten und für alle Zukunft auf der Haut zu bewahren, sondern sie halfen auch diese Statuspassagen psychisch zu bewältigen. Denn dem Schmücken der Haut kam eine

besondere und nicht nur rein ästhetische Bedeutung zu, schließlich ist die Haut "die letzte, dünne Schicht zwischen dem Ich und der Welt" (Benthien 1999, 7). Sie ist damit in einem Grenze und Kontaktfläche, Ort von Identitätsbildung und Identitätszuschreibung. Deshalb ist die Tätowierung ebenso wie das Piercing eine Form der nichtsprachlichen Kommunikation. Diese Körperzeichen weisen demonstrativ darauf hin, dass sie als ein unverbrüchliches Zeichen der Zugehörigkeit und der Solidarität zu einer Gruppe zu deuten sind.

Zur psychischen Relevanz des Körpers in der Adoleszenz

In allen modernisierungstheoretischen Abhandlungen wird seit Beck (1986), Giddens (1993), Baumann (1997) und Hall (2000) darauf hingewiesen, dass im Zuge einer fortschreitenden gesellschaftlichen Transformation der Körper immer mehr an Bedeutung verliert. Die Entzauberung der Welt, Rationalisierung und Säkularisierung schreiten voran, körperliche Kraft und Geschicklichkeit sind in der ökonomischen Produktion durch Maschinen ersetzt worden, moderne Medien schaffen virtuelle Welten, in denen Raum, Zeit und körperliche Präsenz bedeutungslos werden, die moderne Reproduktionsmedizin macht selbst den Zeugungsakt überflüssig, allseits verfügbare pharmakologische Substanzen verändern, beeinflussen und manipulieren körperliche und mentale Wahrnehmungsweisen und die Medizin ermöglicht es, dass der körperliche Schmerz mehr und mehr aus dem Leben der Menschen schwindet (Brähler 1995, 4).

Angesichts dieser Entwicklungen scheint es plausibel, wenn in einer modernen Gesellschaft zunehmend Handlungen auf die Symbolebene verlagert werden und der Körper scheinbar immer überflüssiger wird (Hein 2003, 66). Dieser gesellschaftliche Bedeutungsverfall des Körpers erzeugt jedoch auch Gegenbewegungen und regt Individuen dazu an ein neues Verhältnis zu ihrem Körper zu entwickeln, diesen deutlicher als bisher wahrzunehmen, ihn durch ausgewogene Ernährung, Sport, Training, Diäten und Wellness gesund und fit zu halten und ihn insgesamt als ein besonders kostbares Gut zu betrachten, das beständiger Pflege und Fürsorge bedarf. Das neu erwachte Interesse am Körper, das natürlich auch von einer boomenden Lifestyle, Diät- und Schönheitsindustrie entsprechend bedient wird, geht einher mit der Phantasie, deVorm Individuum verbliebe in einer globalisierten Welt nur noch der eigene Körper als Objekt der Kontrolle, der Selbstvergewisserung und der performativen Ausgestaltung der eigenen Identität (Hein 2003, 71). Hein bringt diese schon fast zur Manie ausgeartete Haltung treffend auf den Punkt, wenn er schreibt: "Als Sünder gilt bezeichnenderweise, wer die Cholesterin-Margen nicht einhält" (ebd.).

In der Adoleszenz werden diese Körpererfahrungen nun besonders evident, denn hier rückt und drängt der Körper auf eine besonders irritierende Art und Weise in den Vordergrund des Erlebens. Dieser allseits sprießende adoleszente Körper setzt sich damit in einen eklatanten Widerspruch zu dem allgemein erlebbaren, gesellschaftlichen Bedeutungsverfall des Körpers wie auch zum modernen Körperkult, denn weder Wellness, Fitness, Trainings noch Extremsportarten vermögen regulierend und kontrollierend auf die sich ausweitenden Körpergrenzen und die noch unbekannteren sexuellen Erregungszustände der Jugendlichen einzuwirken. Diese befinden sich dadurch nicht nur in einem adoleszenzbedingten, innerpsychischen, sondern auch in einem besonderen und gesellschaftlich verursachten Spannungszustand, der unauflöslich ist und mit dessen Bewältigung sie heute teilweise alleine gelassen und häufig genug auch überfordert sind.

Das Koma-Saufen und das hoch riskante sowie lebensgefährliche U-Bahn-Surfen vieler männlicher Jugendliche sind unter anderem auch als ein autoaggressiv gewendeter Ausdruck dieser Überforderung und ihres Bewältigungsversuchs zu verstehen.

Die Adoleszenz zwingt also Jugendliche unablässig zu einer Auseinandersetzung mit dem Körper und seinen dem eigenen Willen entzogenen körperlichen Veränderungsprozessen. Dabei konfrontieren die weitreichenden psychischen und physischen Veränderungen des Körpers die Adoleszenten mit einem neu entstehenden Körperbild und neuen Körpergrenzen, wie auch mit neuen und erregenden Empfindungen, die sowohl Gefühle diffuser Angst vor Kontrollverlust und Dissoziation, wie auch einen gesteigerten Wunsch nach Selbstvergewisserung,

Selbstermächtigung, Kohärenz und Kontingenz erzeugen (vgl. Luafer und Laufer 1989, King 2004).

Piercings und Tattoos scheinen diesem Wunsch nach Selbstvergewisserung, Selbstermächtigung, Kohärenz und Kontingenz durch eine kultartig, rituell zelebrierte, symbolträchtige Ausgestaltung des Körpers Ausdruck zu verleihen, wobei es unbewusst darum geht, das Gefühl von Kontrollverlust und Dekompensation durch die freiwillige und bewusst herbeigeführte Verletzung von Körpergrenzen und Körperhülle zu relativieren und damit die Integration neuer Körpergrenzen und Körpererfahrungen zu erleichtern und zu ermöglichen (vgl. Rohr 2008). Piercings und Tattoos bieten damit eine Möglichkeit unerträgliche körperliche Spannungszustände und damit verbundene Dissoziationserfahrungen, die aufgrund von physischen und psychischen Veränderungsprozessen während der Adoleszenz auftreten, zu reduzieren.

Durch diesen autoaggressiv anmutenden Akt der eigenmächtig vorgenommenen Verwundung der Körperhülle wird diesen Gefühlen eine andere, kontrollierte Erfahrung entgegengesetzt und damit die Angst vor der Dissoziation begrenzt.

Piercings und Tattoos wären dann eine Rettungsstrategie, das aus den Fugen geratene adoleszente Körperbild und Körper selbst mitsamt seiner beängstigenden Triebhaftigkeit und Ausdehnung erneut zu fokussieren und ein diffus gewordenes Körpererleben zu konsolidieren (Rohr 2008).

Diese Fokussierungs- und Konsolidierungsfunktion ist auch dann hilfreich, wenn es um die psychische Bewältigung adoleszenter Krisen- und Konflikterfahrungen geht, die sich aus der Modifikation des Eltern-Kind-Verhältnisses, aus den ersten hetero- oder homosexuellen Erfahrungen und aus den Entscheidungszwängen schulischer und beruflicher Übergangssituationen ergeben. In diesen Fällen werden Piercings und Tattoos wie in Urzeiten genutzt als eine Art mnemotechnisches Hilfsmittel, das die Erinnerung an das oft genug schmerzhaft und überaus konfliktreiche Ereignis wach hält und gleichzeitig die Überwindung dieses Ereignisses symbolisiert. Jugendliche rekurrieren nämlich auffallend häufig dann zum ersten Tattoo oder zum ersten Piercing, wenn der erste Liebeskummer oder ein besonders heftiger Konflikt mit den Eltern die eigene Zuversicht zu erschüttern droht oder die bislang positive schulische Leistungsbilanz einen dramatischen Einbruch erfährt (Rohr 2006). In diesem Fall hilft es offensichtlich dem Körper bewusst Schmerzen zuzufügen und ihn gleichzeitig mit kreativen Mustern zu gestalten und mit glitzernden Ringen und Ketten zu verschönern und somit den Schmerz zu transformieren und gleichzeitig zu fokussieren.

So verwandelt sich der gepiercte oder tätowierte Körper in ein stummes Gedächtnis seelischer Wunden, wobei diese seelischen Wunden nicht mehr einer weiteren psychischen Verarbeitung und Reflexion zugäng-

lich sind, sondern durch das Piercing und Tattoo transformiert und als körperliche Symbole auf die Haut gebannt werden und sich damit einer diskursiven Auseinandersetzung widersetzen. Auf diese Weise werden sie scheinbar zum Verschwinden gebracht, d. h. konkret ins Unbewusste verbannt. Eine der jungen Frauen brachte dies treffend auf den Punkt als sie sagte: "Es ist leichter körperlichen Schmerz, statt seelischen Schmerz zu ertragen" (Rohr 2006).

Piercings und Tattoos sind damit eine durchaus marktgängige und zweifelsohne kreative und vom Anspruch her auch protektive Form psychosozialer Kompromissbildung in der Adoleszenz. Denn seelisch unerträgliche Schmerzen werden im Akt des Piercings and Tattoos auf die Haut und das heißt nach Außen gelenkt und fokussiert in einer körperlichen Wunde, die aufgrund der Selbstheilungskräfte des Körpers alleine und ohne Zutun heilt und als bunte Zeichnung auf der Haut oder als Narbe zwar die Erinnerung an den Schmerz wie die Erinnerung an die aktiv gestaltete Überwindung des Schmerzes bewahrt, aber quasi in ihrer abgewehrten Form. Diese Praktiken schließen deshalb sowohl ein autoaggressives wie auch ein regressives Verhalten ein, die dann in der Folge andere Formen einer subjektiv adäquaten Krisen- und Konfliktbewältigung ausschließen und die Erprobung alternativer Formen der Konfliktverarbeitung, zunächst und eventuell sogar auf Dauer, verhindern.

Auch wenn Piercings und Tattoos sich somit als Versuch klassifizieren lassen, körperliche Entgrenzungs- und Kohärenzerfahrungen neu zu justieren, um vorherrschende Dekompensationsängste zu minimieren und dies insgesamt darauf zielt, adoleszenztypische Krisen- und Konflikterfahrungen nicht nur passiv zu erleiden, so ist doch dieser Versuch einer aktiveren Bewältigung kritisch zu betrachten. Denn Jugendliche rekurrieren dabei auf eine Mischung aus autoaggressiven wie zugleich regressiven und protektiven Bewältigungsmustern, die sich eventuell auch einem Mangel an gesellschaftlich angebotenen Alternativen und Orientierungen verdanken und von daher auf eine problematische gesellschaftliche Situation verweisen, die hier symptomatisch zum Ausdruck kommt.



Prof. Dr. Elisabeth Rohr

Erziehungswissenschaftlerin

Professorin für Interkulturelle Erziehung

Philipps-Universität Marburg
Institut für Schulpädagogik
Wilhelm-Röpke-Straße 6B, 35032 Marburg
Tel.: 06421-28-24736
Fax: 06421-28-28946
E-Mail: erohr@staff.uni-marburg.de
www.uni-marburg.de